

Julia Büchele, Johanna Stadlbauer

Privilegierte Migration: klassifikatorische und lebensweltliche Ungleichheiten¹

Einleitung: Politische und mediale Kategorien von Migration

Den Bedarf an zirkulär mobilen, flexibel einsetzbaren Arbeitskräften gibt es an beiden Enden des Qualifikationsspektrums. Diverse Maßnahmen sollen aber gegenwärtig besonders die internationale Mobilität von Arbeitskräften, die als „hochqualifiziert“ gelten, fördern. Zu den grenzüberschreitenden Bewegungen dieser Personen existieren nationale und europäische „PRO-Mobilitäts-Diskurse“, so die Kulturanthropologin Sabine Hess, während die andere Seite grenzüberschreitender Mobilität in den Medien als „Migration“ thematisiert wird und „unter dem Vorbehalt ihrer Illegitimität“² steht. Wir möchten in diesem Beitrag gegenwärtige Klassifikationen von Migration kritisch hinterfragen – es geht in Folge darum, was im politischen und medialen Diskurs als „Migration“ definiert wird, wer als Migrantin oder Migrant gilt, und was solche Definitionen für die davon betroffenen oder nicht betroffenen Personen an Einschränkungen oder Möglichkeiten mit sich bringen.

Der folgende Text basiert auf zwei Inputs, die wir im Jänner 2016 für den Verband feministischer WissenschaftlerInnen in Wien gestaltet haben. Er folgt weniger der Logik eines klassischen Journal-Artikels, sondern versteht sich als Dokumentation der Veranstaltung, an welcher wir unterschiedliche Facetten des Phänomens privilegierter Migration thematisierten. Anstoßgebend für den Impulsabend waren zwei kulturanthropologische Dissertationsprojekte – angesiedelt einerseits in Uganda³, andererseits in Österreich⁴ – zu Genderdimensionen von Migration unter privilegierten Bedingungen, d.h. in einem juristisch und finanziell abgesicherten Rahmen.

Ausführungen über Ungleichheit erzeugende politische und mediale Kategorien von „Migration“ bilden den Einstieg dieses Beitrages, bevor anhand von Julia Bücheles Ethnographie in Kampala/Uganda die Frage nach der Bedeutung/Bewertung von Arbeit, Fragen der Klassendifferenz

¹ Es handelt sich bei diesem Text um ein überarbeitetes Manuskript zum Vortrag „Das Flüchtlingslager und das Expat Center“ am 14.1.2016 in der Reihe feminismen diskutieren, Depot Wien.

² Hess, Sabine (2012): Gefangen in der Mobilität. Prekäre Zonierungsprozesse an den Rändern Europas. In: Behemoth 5 (1), S. 8-29, 9.

³ Noch nicht fertiggestellte Dissertation zu Mitausreisenden Partnerinnen in Kampala, Uganda von Julia Büchele (Zentrum für Afrikastudien, Basel)

⁴ Vgl. Stadlbauer, Johanna (2015): Mobile Gattinnen. Privilegierte Migration und Geschlechterverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot.

und globale Nord/Süd-Ungleichheiten anhand des Verhältnisses von privilegierten Migrantinnen und Hausangestellten diskutiert werden. Ausführungen zur Rolle von Erwerbsarbeit für Lebensentwürfe von hochqualifizierten Migrantinnen, diskutiert anhand der Forschung von Johanna Stadlbauer in Österreich, bilden dann den dritten und abschließenden Teil des Beitrages.

Wir interessieren uns, obgleich wir an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Fragestellungen geforscht haben, beide für den Zusammenhang zwischen Geschlechterverhältnissen und Migration. Unser konkretes Forschungsfeld sind Lebensentwürfe, die mit Migrationen im Kontext „hochqualifizierter“ Berufstätigkeit einhergehen. Hierbei fokussieren wir auf eine spezifische, aber sehr weit verbreitete heterosexuelle Paar-Konstellation: Arrangements, in denen die weibliche Partnerin die Rolle der „Nachfolgenden“ einnimmt, während die Migrationsprojekte der männlichen Partner im Zeichen von Karriereentwicklung stehen. Häufig bringt die Migration für die in unseren Forschungen im Fokus stehenden Frauen eine vorübergehende Erwerbsarbeitslosigkeit mit sich. Wir arbeiten ethnographisch – das heißt wir forschen anhand kleiner lebensweltlicher Ausschnitte. Wir gehen von Subjekten und deren Handlungsweisen aus und ergänzen dies in der Analyse durch eine Kontextualisierung mit Blick auf gesellschaftliche Strukturen und Diskurse.⁵

Wir verorten uns in der kritischen (transnationalen) Migrationsforschung, die die politischen Kategorien und Figuren der Migration problematisiert, und die untersucht, welche AkteurInnen im System Migration eine Rolle spielen. Migration ist ja nicht nur ein Akt der Bewegung einzelner Individuen – es handelt sich vielmehr um ein Zusammenspiel ökonomischer Institutionen und Akteure, Ministerien des Inneren, der Justiz, der Internationalen Organisation für Migration, den Institutionen des Grenzregimes wie etwa Lager, Visasysteme oder den Kontrollagenturen wie FRONTEX. AkteurInnen wie Europol, lokale NGOs, das Rote Kreuz, Institutionen der Wissensproduktion wie Universitäten oder Forschungsagenturen, spielen weiters eine Rolle bei der Erzeugung, der Regierung, der Steuerung, und der Definition von Migrationsprozessen.⁶ Deren jeweilige Politiken gilt es für die Kulturanthropologie zu untersuchen.

Ein Beispiel für das, was wir hier mit solchen Definitionen, politischen Kategorien und Figuren meinen, ist die Figur des Wirtschaftsmigranten. Auf der deutschsprachigen Website des UNHCR finden sich unter der Überschrift „Fragen & Antworten: Flüchtling“ folgende Worte: „Wie unterscheidet UNHCR zwischen Flüchtlingen und Wirtschaftsmigranten? Ein Migrant verlässt seine

⁵ Vgl. zum diesem Vorgehen Binder, Beate; Hess, Sabine (2013): Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Beate Binder, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess und Anika Keinz (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Kommission Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 13. Arbeitstagung. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 22-54, hier S. 47.

⁶ Die Aufzählung der AkteurInnen im System „Migration“ ist angelehnt an Ausführungen von Sabine Hess, Vgl. Hess, Sabine (2012): Gefangen in der Mobilität. Prekäre Zonierungsprozesse an den Rändern Europas. In: Behemoth 5 (1), S. 8-29, hier S. 25.

Heimat üblicherweise freiwillig, um seine Lebensbedingungen zu verbessern.“⁷ Im neu erstellten Refugee Guide des österreichischen Innenministeriums, der an Neuankömmlinge ausgeteilt werden soll, kommt diese Figur des Wirtschaftsmigranten ebenfalls vor: Im Abschnitt „Ablauf Asylverfahren“ steht zu lesen: „Sie bekommen kein Asyl in Österreich, wenn Sie aus wirtschaftlichen Gründen Ihre Heimat verlassen haben. Zum Beispiel, weil Sie daheim nicht viel Geld hatten.“⁸

Sabine Hess weist darauf hin, wie die europäische Migrations- und Grenzpolitik, „als Filter fungiert und selektiert: nach Geld, Tatkraft, Geschlecht, körperlicher Unversehrtheit, Können (skills und experience), rassifizierten Kategorisierungen, sozialen Netzwerken und nicht zuletzt dem Zufall“.⁹ In gewisser Weise kann es sehr zufällig sein, ob man mit einem StudentInnenvisum in ein Land einreisen darf, eine Familiennachzugsmöglichkeit hat, ob man sich einem Asylverfahren unterziehen muss oder ob man eine Schlüsselkraft ist, deren Können am jeweiligen Arbeitsmarkt gefragt ist. Diese Kategorien beeinflussen dabei die eigenen Lebensgestaltungsmöglichkeiten ganz massiv.

Die Personen, die im Zentrum unserer Studien stehen, erleben aufgrund ihrer Klassifizierung als „Hochqualifizierte“ und ihrer Herkunft aus Kontexten des Globalen Nordens¹⁰ in ihrer Migration wenig Einschränkungen durch institutionellen oder individuell erfahrenen Rassismus, fehlende ökonomische Ressourcen oder durch im jeweiligen nationalstaatlichen Kontext „falsches“ Bildungskapital. In vielen Fällen stehen die/der ArbeitgeberIn oder spezialisierte DienstleisterInnen unterstützend in der Mobilitätsorganisation und bei der Eingewöhnung im neuen Land zur Seite.¹¹

Historisch restriktive staatliche Migrationspolitiken werden zunehmend für diese Personen liberalisiert. Am Beispiel Österreich zeigt sich folgendes: Kommunen, Städte und Industrieregionen betreiben ein Standortmarketing, das „Fachkräfte“ nach Österreich bringen soll. Dazu gehört auch die Schaffung einer unterstützenden zielgruppenspezifischen Infrastruktur, darunter Einrichtungen wie das „Expatriate Center Vienna“ oder das „Welcome2Upper Austria Service Center“. Hier redet man von „Expatriates“, nicht von „Migranten“. Es geht also bei diesem Begriff um Klassen-, Geschlechter- und ethnische Differenzierungen – angesprochen sind aus Ländern des Globalen Nordens stammende Personen, die über hohes Bildungs- und finanzielles Kapital verfügen. Bei der Diskussion von Mobilität Hochqualifizierter des Globalen Nordens steht meist nicht Integration oder gar Assimilation im Vordergrund. In Julia Bücheles Beispiel von Kampala zeigt sich anhand der Verträge, die die ArbeitgeberInnen an ihre MitarbeiterInnen ausstellen, dass hier vielmehr die Festigung des „Eigenen“

⁷ <http://www.unhcr.at/unhcr/in-oesterreich/fluechtlingsland-oesterreich/questions-and-answers/asylsuchende-in-oesterreich.html> (Abruf 25.01.2016).

⁸ <http://www.refugee-guide.at/ablauf.html> (Abruf 25.01.2016).

⁹ Angelehnt an Ausführungen von Sabine Hess, Vgl. Hess, Sabine (2012): Gefangen in der Mobilität. Prekäre Zonierungsprozesse an den Rändern Europas. In: Behemoth 5 (1), S. 8-29, hier S. 12.

¹⁰ Mit Herkunft aus Kontexten des Globalen Nordens meinen wir hier nicht wohlhabende Länder, sondern es ist ein Verweis auf Soziales, Kulturelles und Finanzielles Kapital sowie die Einbettung in machtvolle Institutionen, deren Mitglieder relativ einfach mobil sein können.

¹¹ Vgl. Stadlbauer, Johanna (2015): Mobile Gattinnen. Privilegierte Migration und Geschlechterverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot, hier S. 37.

im „Fremden“ ermöglicht wird: Durch Ausgleichszahlungen und das Konzept von „hardship“ bzw. Bürden, die durch einen Wohnortswechsel auf sich genommen werden, wird suggeriert, dass es an manchen Orten ein Defizit gibt, das es auszugleichen gilt.

Genderdimensionen in der Kategorisierung von Migration

Die oben angesprochenen medialen und politischen Figuren von Migration haben auch eine Geschlechterdimension, sei es, wenn bestimmte weibliche oder männlich konnotierte MigrantInnen-Figuren erzeugt werden, oder wenn über das Geschlechterverhältnis Abgrenzungen einer „Kultur“ von einer anderen vorgenommen werden.¹² So stehen junge männliche Migranten und Flüchtlinge derzeit unter dem Generalverdacht, Kriminalität nach Europa zu bringen oder unter ihnen Terroristen „einzuschleusen“. In einem anti-muslimischen Diskurs werden sie derzeit auch als Träger eines rückschrittlichen, frauenunterdrückenden und gewalttätigen Patriarchats dargestellt. Weibliche Migrantinnen in der generalisierten Version der kopftuchtragenden Muslimin wiederum dienen häufig zur Folie vor der sich der Europa als frauenfördernd, emanzipiert und geschlechteregalitär darstellen kann. Häufig werden auch Fähigkeiten von Migrantinnen ethno-essenziellistisch dargestellt und ihnen beispielsweise eine angeborene Neigung zur Fürsorge und Geduld zugeschrieben (im Alters- und Krankenpflegebereich etwa), was sich mit dem Arbeitskräftebedarf im Pflegesektor in den Einwanderungsländern gut deckt. Wie die oben erwähnten Kategorien beeinflussen auch diese diskursiven Bilder die Lebensgestaltungsmöglichkeiten von Migrantinnen ganz massiv.

Beispielhaft kann das auch an den schon erwähnten Willkommensbroschüren, die an Flüchtlinge ausgeteilt werden, gezeigt werden. Produkte wie der Refugee Guide, der Neuankömmlingen in disziplinierend-pädagogischer Manier nahelegen sollen, wie man sich in Österreich verhält, zeichnen ein Bild der „österreichischen Kultur“, die von Gleichstellung zwischen Mann und Frau, Toleranz gegenüber Homosexualität und Solidarität geprägt ist – eine völlig a-historische Sichtweise, die die andauernden Kämpfe um diese „Werte“ verschweigt. Die Genderthematik ist hier eine zentrale Arena von Abgrenzungsbemühungen: Es werden im Refugee Guide diejenigen in Österreich „üblichen“ oder gesetzlich abgesicherten Verhaltensweisen beschrieben, die man offensichtlich als Defizite bei den Neuankömmlingen vermutet – diese zugeschriebenen Defizite resultieren aus Vorstellungen einer mangelnden Bildung bei den Flüchtenden, aus Vorstellungen bezüglich ihrer Religiosität oder auch der ihnen zugeschriebenen allgemeinen „kulturellen Andersartigkeit“. Solche Broschüren werden an „Expatriates“, hochqualifizierte Schlüsselkräfte, nicht ausgeteilt, denn sie stehen nicht im Generalverdacht der Fremdheit.

¹² Gabriele Dietze führt das sehr anschaulich zum Beispiel hier aus: Dietze, Gabriele (2009): Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektivierung. In: Gabriele Dietze, Claudia Brunner und Edith Wenzel (Hg.): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-) Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld: Transcript, S. 23-54.

Privilegierte Migration als Alltag: Kampala

Von diesen klassifikatorischen Ungleichheiten ausgehend wollen wir nun eine andere Facette von Ungleichheit anhand des konkreten gelebten Alltages aufzeigen. Der folgende Abschnitt führt mithilfe eines Fallbeispiels tiefer in die Lebenswelt von privilegierten MigrantInnen ein. Es geht in ihm darum, wie Frauen aus dem Globalen Norden, die vorübergehend in Kampala leben, die Tatsache, dass sie Hausangestellte haben, angesichts der ganz frappierenden ökonomischen Ungleichheit aushandeln.

Die folgenden Überlegungen basieren auf einer ethnographischen Studie¹³ zu Mitausreisenden Ehepartnerinnen aus unterschiedlichen Ländern in Uganda, deren Ehemänner in grossen transnationalen Unternehmen, im Diplomatischen Dienst und in der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind. Angeleitet wurde diese Studie durch die Frage, wie Mitausreisende ihre Rolle und ihre Lebenswelt narrativ darstellen. Im Zuge der Forschung wurde mehr und mehr die Frage relevant, wie Menschen damit umgehen und darüber sprechen, wenn sie mit strukturellen Ungleichheit in konkreten alltäglichen Situationen konfrontiert werden. Das Thema Ungleichheit war nicht von Anfang an in der Forschung angelegt, sondern es war erstaunlich häufiges Thema in den Forschungsgesprächen mit Mitausreisenden. Alle der interviewten Frauen empfanden die dadurch erlebte Ungleichheit als unangenehm und sie wenden in ihren Erzählungen verschiedene rhetorische Strategien an, um sich diese Ungleichheit zu erklären bzw. ihre Handlungen zu legitimieren oder ihre Privilegien herunterzuspielen. Es geht hier nicht darum in irgendeiner Form einer möglichen Diskrepanz zwischen dem, was diese Frauen sagen und dem was sie tun nachzugehen. Es geht vielmehr um die narrativen Darstellungen ihrer Handlungen und die Reflexion über ihre eigene privilegierte Position und Situationen in denen sie mit Ungleichheit konfrontiert werden.

Das Unbehagen der Ungleichheit

Die Erzählungen von Mitausreisenden in Kampala lesen sich häufig als Versuch, eine Antwort auf die Frage zu finden, wie es kommt, dass sie in einem Haus leben mit Elektrizität und Fließwasser, ein Auto besitzen und ihre Kinder auf eine teure Schule schicken können, während die Person, die dieses Haus putzt, sie in diesem Auto herumfährt und auf ihre Kinder schaut, nicht weiß, wie sie/er am Ende des Monats seine/ihre Kinder ernähren soll. Wie kommt es, dass sie in einem klimatisierten Auto mit lederbezogenen Sitzen im Stau stecken, sich über den Verkehr ärgern während draussen eine junge Mutter mit ihrem Kind mitten in den Abgasen steht und bittend die Hand an das Fenster hält?

¹³ Durchgeführt wurde die Studie während dreier Aufenthalte in Kampala zwischen 2012 und 2014 für Julia Büchles Dissertationsprojekt am Zentrum für Afrikastudien, Basel.

Im Zusammenhang mit Ungleichheit ist vor allem das Verhältnis zu Hausangestellten ein wiederkehrendes und vielbesprochenes Thema unter Mitausreisenden Partnerinnen in Kampala. Von Mitausreisenden wird hier ökonomische Ungleichheit direkt im Haushalt, in der privaten Sphäre erlebt, als ambivalente Erfahrung zwischen Arbeitserleichterung und Anrufung zur Verantwortungsübernahme über ein Arbeitsverhältnis hinaus. Es ist ein Arbeitsverhältnis, das die Privatsphäre stört. Es wird abgewogen zwischen Vertrauen und Misstrauen und Mitausreisende beschreiben dieses Verhältnis als eine der grössten Herausforderungen in ihrem Leben in Kampala.

Die interviewten Personen waren meist darum bemüht, ein faires Arbeitsverhältnis zu schaffen und die Angestellten nach den Mindestlohnforderungen (die in Uganda allerdings nicht rechtlich verankert sind) oder darüber hinaus zu bezahlen. Zusätzlich zum Lohn werden Angestellten meist nicht-monetäre Leistungen oder zweckgebundene Zahlungen wie Kleider, Essen oder Schulgelder für die Kinder oder aber auch im Sinne der Altersversorgung Unterstützung bei Landkauf gewährt. Hausangestellte sind allerdings nicht rechtlich abgesichert, sie können jederzeit entlassen werden und ein Wegzug der „Expatriates“ nach wenigen Jahren geht meist mit dem Verlust der Arbeitsstelle einher.

Eine Mitausreisende sagt, in Kampala sei es einfach schwierig, man könne sich nicht der Anforderung entziehen, Gutes zu tun und Personen zu helfen, denn selbst die Hausangestellte wisse zu Ende des Monats nicht, wie sie mit ihrem Lohn durchkommen solle. Hier stellt sich die Frage, warum die Löhne nicht dementsprechend angepasst werden – liegt dahinter vielleicht ein Bedürfnis, diese Hilfsleistungen tätigen zu dürfen?

Um sich die unangenehme Ungleichheit zu erklären, werden, wie eine Analyse der Interviews zeigt, unterschiedliche Strategien zur Bewertung der eigenen Situation und des Verhältnisses zu Hausangestellten herangezogen. Es werden im Folgenden zwei davon vorgestellt: „relativistische Referenzrahmen“ und „Philanthropie“.

Strategie 1: Referenzrahmen

Eine Interviewpartnerin aus den USA betonte ihr Selbstverständnis als Teil einer Mittelschicht in ihrer Herkunftsgesellschaft, sie formulierte: *“in the US my husband and I are not wealthy we’re just not”*. In Kampala ist sie relativ wohlhabend und wird als solches wahrgenommen: *“you move here and you are all of a sudden extremely wealthy and treated like you are wealthy”* sagt sie. Sie betont, dass sie sich in der Rolle der Vorgesetzten, die Anweisungen gibt, nicht wohl fühlt, auch wenn sie davon ausgeht, dass ihre Hausangestellte mit ihrer Arbeitssituation zufrieden ist.

Diese narrative Strategie versucht das Unbehagen von Ungleichheit dadurch zu entschärfen, dass die Situation der Arbeitgeberin und der Arbeitnehmerin durch den Referenzrahmen eines „relativen Lohns“ verglichen wird. Dadurch entsteht ein relativistischer Vergleich. Beide, Angestellte und

Arbeitgeberin leben in dieser Erzählung in ihren eigenen Lebenswelten, deren Lebensqualität an unterschiedlichen Standards gemessen wird.

Die Interviewte arbeitet ehrenamtlich und in Teilzeit für eine NGO und betont, dass sie und ihr Mann in den USA mehr verdienen könnten als in Kampala. Trotz dieser Einkommenseinbuße wird sie in Kampala als wohlhabend gesehen. Im Gegensatz dazu geht sie davon aus, dass sie ihrer Hausangestellten einen höheren Lohn bezahlt als die Arbeitgeberin vor ihr, womit ihre Hausangestellte einen relativen Einkommenszuwachs erfährt. Die Strategie bewertet die unterschiedlichen Einkommenssituationen in Bezug auf ein relatives und nicht ein absolutes Einkommen. Das höhere Einkommen der Hausangestellten erlaubt es der Arbeitgeberin, davon auszugehen, dass ihre Hausangestellte in einer guten Situation und mit dem Arbeitsverhältnis zufrieden ist und sich mit der Rolle der Hausangestellten positiv identifiziert.

Das Unbehagen der offenkundigen ökonomischen Ungleichheit wird narrativ damit besänftigt, dass ein eigener Bezugsrahmen für die Bewertung der Situation von Hausangestellten bedient wird. Die geringen Mittel, mit denen Hausangestellte auskommen – und meist eine Familie ernähren – wird im Rahmen „ihrer“ Lebensbedingungen und der in diesem Bereich „üblichen“ Bezahlung relativiert. Durch den Verweis auf ein relatives Einkommen wird es möglich, den Einkommensunterschied rhetorisch auszugleichen. Der Hinweis, dass die Interviewte selbst in Kampala weniger verdient, als sie in den USA verdienen könnte, betont, dass sie im Gegensatz zu ihrer Angestellten in Bezug auf ein relatives Einkommen einen sozialen Abstieg erfahren hat, auch wenn ihr absolutes Einkommen ihr einen privilegierten Lebensstandard in Kampala ermöglicht. Diese Darstellung erlaubt es, die unangenehme Ungleichheit mit der Annahme zu besänftigen, dass es der Hausangestellten „für ihre Verhältnisse“ gut gehe.

Strategie 2: Philanthropie

In der Beziehung zwischen Hausangestellten und Mitreisenden Partnerinnen macht sich ein Paradoxon auf. Die Mitreisenden werden selber nicht für ihre häuslichen Tätigkeiten bezahlt, können es sich aber aufgrund des Einkommens ihrer Männer leisten, Hausangestellte zu beschäftigen. Die Abwertung von Hausarbeit wird dadurch in doppelter Weise deutlich und verstärkt sich. Mitreisende werden selber zu unbezahlten Arbeitgeberinnen, und der ihnen zugesprochene Tätigkeitsbereich wird ihnen von einer sehr gering aber dennoch bezahlten Person abgenommen. Durch die Anstellung von Personal wird Hausarbeit folglich monetär quantifiziert. Wird Hausarbeit als Erwerbstätigkeit sichtbar, so zeigt sich, dass Hausarbeit, ob bezahlt oder unbezahlt gering bewertet wird. Hier zeigt sich die Abwertung der Rolle/Tätigkeiten von Mitreisenden paradoxerweise aufgrund ihrer ökonomisch privilegierten Stellung.

Eine Strategie, das Unbehagen der Ungleichheit zu besänftigen, ist es, die Rolle der Philanthropin einzunehmen um der Abwertung als „nur“ Hausfrau, die viele Interviewpartnerinnen als Stigma erleben, zu entgehen.

Die Anstellung von Hauspersonal wird als Hilfeleistung gerahmt. Einen „Arbeitsplatz schaffen“ wird in einer Stadt mit enorm hoher Arbeitslosigkeit schon an sich als soziale Tat bewertet. In dieser Strategie werden zunächst den Angestellten Qualifikationen abgesprochen, indem darauf hingewiesen wird, die Arbeit selber besser und schneller erledigen zu können. Hausangestellte erhalten in dieser Logik ihre Anstellung nicht, weil sie als Entlastung des Haushalts gebraucht werden, sondern weil in der Logik von Wohltätigkeit EmpfängerInnen notwendigerweise Teil des Austauschverhältnisses sind.¹⁴

Die Arbeitgeberin als Gebende, die also im wahrsten Sinne des Wortes Arbeit gibt, konstituiert sich durch die Dichotomie Gebende/Nehmende. Die Darstellung der Beziehung zwischen Arbeitgeberin und Arbeitnehmerin im Sinne eines Gabentausches¹⁵, ermöglicht es Mitausreisenden nicht primär in der Rolle der abwertenden bezeichneten „nur“ Hausfrau aufzugehen. Sie wird zur großzügigen Philanthropin. Durch den Gabentausch gehen Menschen zueinander eine (Austausch-)Beziehung ein, die sich in einem Zyklus an Schuld und Ausgleich manifestiert. Dies impliziert, dass von Hausangestellten nicht lediglich die Ausführung der Tätigkeiten, für die sie angestellt wurden, erwartet wird, sondern auch eine fortwährende Haltung der Dankbarkeit gegenüber den Arbeitgebenden. Da es sich aber um ein ungleiches Verhältnis handelt, stehen Arbeitnehmende dauerhaft in Schuld.

Die Rahmung des Arbeitsverhältnisses als Wohltätigkeit erlaubt es Mitausreisenden ihre Rolle positiv und ihrer ökonomisch privilegierten Stellung gemäß jenseits der Zuschreibung Hausfrau zu definieren. Die ambivalente Situation zwischen ökonomischen Privilegien einerseits und Abhängigkeit bzw. dem Stigma Hausfrau andererseits in der sich Mitausreisende befinden, führt zu einem Versuch, die eigene Situation aufzuwerten und gleichzeitig gute Arbeitgeberinnen zu sein.

In beiden beschriebenen Strategien – durch relativistische Referenzrahmen oder die Einnahme einer philanthropischen Rolle - werden strukturelle Ungleichheiten nicht in Frage gestellt. Im Gegenteil: die ökonomischen Ungleichheiten zwischen Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden werden zwar als irritierend und als ein Unbehagen beschrieben. Die narrativen Strategien, dieses Unbehagen zu besänftigen, führen allerdings zur Legitimierung bestehender Ungleichheiten und der eigenen privilegierten Position.

¹⁴ Malkki, Liisa H. (2015): *The Need to Help. The Domestic Arts of International Humanitarianism*. Durham und London: Duke University Press

¹⁵ Mauss, Marcel und Douglas, Mary (2009 [1925]): *The Gift: The Form and Reason for Exchange in Archaic Societies*. New York: W.W. Norton

Die Universalität der Gleichheit

Die Begründungen für die beunruhigende Tatsache der Ungleichheit und der Umgang damit werden auf unterschiedliche Art rationalisiert. Häufig passiert das Sprechen über Ungleichheit mit einem Gestus der „vorgehaltenen Hand“. Dies kann man als Zeichen lesen, dass eine Selbstzensur für einen Moment aufgehoben wird, dass man die „Wahrheit spricht“, dass man sagt, was eigentlich nicht gesagt oder gedacht werden sollte. Dies geschieht vor dem Hintergrund eines machtvollen Diskurses der „Universalisierung“, der unter anderem von einem generellen Verständnis der Menschenrechte beeinflusst ist. Gleichheit wird durch einen Akt der Dekontextualisierung abstrakt und entpolitisiert. Die Kurzformel dafür heisst: „alle Menschen sind gleich“. Gleich an Würde und Rechten und gleich unabhängig ihrer jeweils politischen, materiellen, sozialen, körperlichen und psychischen Situation. Diese Annahme wird jedoch in einer Welt gemacht, die diese Gleichheit nicht reflektiert.

Was aber ein solcher Diskurs bewirkt, ist, dass privilegierten Personen ihre Privilegien nicht nur bewusst sind, sondern, dass sie (häufig auf unangenehme Weise) erklärungsbedürftig werden.

Wo bleibt angesichts prekärer Lebensbedingungen die postulierte Gleichheit aller Menschen? Gleichgültigkeit scheint keine adäquate Haltung zu sein. Oder zumindest werden zuerst Erklärungen gefunden, bis dann in manchen Fällen achselzuckend der Schluss gezogen wird, dass „man da nichts machen kann“. Oder aber man versucht, „in seinem Rahmen“ „etwas“ zu tun.

Die Begründungen für die Ungleichheit kratzen schmerzhaft am allgemein postulierten Ideal der „universellen Gleichheit aller Menschen“. Vielleicht ist das auch darauf zurückzuführen, dass – würde der Gedanke zu Ende gedacht – die alarmierende Frage auftaucht: was habe ich damit zu tun? Oder gibt es in irgendeiner komplexen Art doch einen Zusammenhang zwischen meiner Situation und der Situation meiner Nachbarin/Angestellten/Frau auf der Strasse? Die Rationalisierungsversuche oder -praktiken sind machtvolle Strategien, Antworten zu finden, ohne dabei das Vertrauen in seine eigenen (teilweise auch widersprüchlichen) Grundannahmen über die Welt in Frage stellen zu müssen. Und vor allem sind es Strategien seine eigenen Privilegien zu legitimieren, weil es entweder strukturelle, politische oder den diskriminierten und benachteiligten Menschen irgendwie inhärente Gründe gibt, gegen die man selber machtlos ist.

Das Ringen um eine „richtige“ Haltung, die fair ist, den Machtunterschied nicht ausnutzt und ständig Gefahr läuft als rassistisch ausgelegt zu werden, fordert den interviewten Frauen einiges ab. Die Konfrontation mit Ungleichheit und das dadurch ausgelöste Unbehagen führen nicht automatisch zur Aufgabe von Privilegien, sondern zu komplexen Legitimationslogiken dieser Unterschiede. Einerseits sehen sich Individuen nicht in der Lage, strukturelle Ungleichheiten auszugleichen oder gar zu verändern. Konsequenz zu Ende gedacht würde eine solche Veränderung auch eine radikale Veränderung ihres eigenen Lebensstandards bedeuten. Auch stellt sich hier keine „Solidarisierung“ entlang ähnlicher Erlebnisse als Frauen ein. Vielmehr wird die ökonomische (und häufig als kulturelle

Unterschiede beschriebene) Ungleichheit als trennend gesehen und die Bewertung der eigenen Situation und jene der Hausangestellten als unterschiedliche Lebenswelten dargestellt und bewertet.

Privilegierte Migration als Alltag: Österreich

Zu dieser Perspektive aus dem Globalen Süden soll nun noch eine Perspektive aus dem Globalen Norden ergänzend eingebracht werden. Basis für die folgenden Ausführungen ist eine Studie¹⁶, in deren Fokus heterosexuell lebende Migrantinnen aus dem Globalen Norden standen, deren Partner im Zuge ihrer Karriereentwicklung vorübergehend in Österreich beschäftigt sind.¹⁷ Es handelt sich bei den Personen, die im Mittelpunkt der Studie stehen, um Frauen zwischen Ende 20 und Anfang 50, die über eine abgeschlossene Berufsausbildung und/oder akademische Qualifikation verfügen. Einige sind kinderlos, andere haben Kleinkinder oder Kinder im Teenageralter. Beleuchtet werden nun einige Hintergründe und Facetten der temporären Erwerbslosigkeit, die die Forschungsteilnehmerinnen während ihrer Auslandsaufenthalte erleben.

Manche der interviewten Frauen haben in Österreich Arbeitsgenehmigungen, keine von ihnen geht aber einer Erwerbsarbeit im Sinne eines entlohnten Anstellungsverhältnisses in Teil- oder Vollzeit nach. Einige der Forschungsteilnehmerinnen verfolgen Projekte, mit denen sie Einkommen erzielen und/oder sind ehrenamtlich engagiert. Sprachbarrieren, neue Bewerbungskonventionen, nicht anrechenbare Bildungstitel, fehlende Netzwerke zur Kinderbetreuung, die befristete und oft ungewisse Dauer des Aufenthaltes sowie die Zuständigkeit für Mobilitätsorganisation und Sorgearbeit erschweren es den Forschungsteilnehmerinnen, in Österreich in ein Vollzeit-Anstellungsverhältnis einzutreten.

Als relevant für die Migrationsentscheidung und die Entscheidung für das (temporäre) männliche Alleinernährer-Modell stellten sich unter anderem geschlechtsspezifische Wirkungen der Verfasstheit des gegenwärtigen Arbeitsmarktes und der familienpolitischen Systeme in den jeweiligen Herkunftsländern heraus. Die Migration nach Österreich ist in einigen Fällen ein Element von schon vorher regelmäßig unterbrochenen Berufsbiographien. Die Unterbrechungen resultierten aus individuellen Veränderungswünschen, Mutterschaft aber auch Umständen wie „Wirtschaftskrisen“ oder wirtschaftlichen Abschwüngen in den jeweiligen Branchen. Die Migration als „Expatriate Spouse“ zeigt sich so als selbstverantwortliche Bewältigung u.a. von prekären Berufsbiographien, geschlechtsspezifischer Benachteiligung am Arbeitsmarkt, der Ungleichbewertung weiblicher und männlicher Karriereprojekte (z.T. bei denselben Startvoraussetzungen) und Effekten mangelnder institutioneller Rahmenbedingungen für die Organisation von Familienarbeit. Mit der Migration

¹⁶ Methoden der Forschung waren narrativ angelegte Forschungsgespräche, ExpertInnen-Gespräche sowie teilnehmende Beobachtung, das empirische Material wurde innerhalb von Supervisions- und Interpretationsgruppenkontexten, aber auch in Einzelarbeit, ausgewertet.

¹⁷ Vgl. für die folgenden Ausführungen auch Stadlbauer, Johanna (2015): Mobile Gattinnen. Privilegierte Migration und Geschlechterverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot.

entziehen sich die Akteurinnen, wie die Forschung zeigte, vorübergehend den Unsicherheiten des gegenwärtigen Arbeitsmarktes und den hohen Anforderungen hinsichtlich z.B. Verfügbarkeit, Flexibilität, Emotionsarbeit, Selbstmotivation, die im Erwerbsleben vorherrschen. Auch aus familiären Verantwortungssystemen und Zuständigkeitsbereichen (in Bezug auf ihre Herkunftsfamilien und ihr erweitertes freundschaftlich-familiäres Netzwerk) befreien sie sich temporär.

Diese „befreienden“ Effekte sind nicht uneingeschränkt positiv besetzt, sind doch die Akteurinnen in ihrer Lebensgestaltung und ihren Selbstentwürfen konfrontiert mit den gegenwärtigen Diskursen über „Frauen und Erwerbsarbeit“. Mit der Auslandssituation und der Rolle als „Expatriate Spouse“ geht noch eine thematische Fokussierung dieser Diskurse einher, und die Frauen sind widersprüchlichen Anforderungssystemen ausgesetzt. Transformationsprozesse in der Arbeitswelt führen dazu, dass „Erwerbsarbeit als zentrale[r] Modus gesellschaftlicher Teilhabe“¹⁸ fungiert. Erwerbsarbeit wird zunehmend als Modus der Selbstverwirklichung gerahmt und gegenwärtig sowohl in wirtschafts- und sozialpolitischer Hinsicht als auch aufgrund ihres „emanzipativen Potenzials“ für Frauen von unterschiedlichsten gesellschaftlichen Institutionen befürwortet, während wohlfahrtsstaatliche Systeme sich zunehmend der Verantwortung für die gesellschaftliche Organisation von Familienarbeit entziehen. Dass es ein wirksames soziales Gebot gibt, aktiver Teil der Erwerbsbevölkerung zu sein, trat den Interviews sehr deutlich hervor.

Die strukturelle Rahmung von „hochqualifizierter Berufsmobilität“ legt den Forschungsteilnehmerinnen bestimmte Lebensentwürfe nahe und erschwert ihnen andere. Wie z.B. soziologische Forschungen zeigen, ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eine strukturell angelegte Begleiterscheinung internationaler Berufsmobilität, unabhängig von Herkunftsland oder –kultur.¹⁹ Die Forschung für dieses Projekt zeigte, dass es notwendig sein kann, dass die Akteurinnen nicht erwerbstätig sind, weil sie nur so die Beiträge leisten können, die in der jeweiligen Partnerschaft oder Familie zur Organisation und zum subjektiv wahrgenommenen Gelingen des Migrationsprojektes und auch des männlichen Berufsprojektes gebraucht werden.

Paradoxerweise zeigte sich aber, dass es begleitend zur erschwerten Fortsetzbarkeit der Berufstätigkeit auch die erfahrene Notwendigkeit gibt, dass die Frauen die eigenen Qualifikationen aufrechterhalten oder ausbauen, dass sie sich beruflich flexibilisieren und erwerbstätig sind. Zum Beispiel, um das soziale Kapital des Partners (auch in Hinblick auf sein berufliches Standing) oder der Familie zu erhöhen. Insbesondere aber auch, um Risiken innerhalb der Berufssysteme der Partner abfedern zu können. Viele Partner sind in ihren Arbeitsbereichen hochspezialisiert, für sie gibt es auch global gesehen wenige mögliche ArbeitgeberInnen. In einigen Fällen sind die Tätigkeitsfelder so beschaffen,

¹⁸ Lutz, Helma (2010): Unsichtbar und unproduktiv? Haushaltsarbeit und CareWork - die Rückseite der Arbeitsgesellschaft. In: ÖZS 35 (2), S. 23-37, hier S. 28.

¹⁹ Weiß, Anja (2006): Hochqualifizierte MigrantInnen - Der Kern einer transnationalen Mittelklasse? In: Florian Kreuzer und Silke Roth (Hg.): Transnationale Karrieren - . Biographien, Lebensführung und Mobilität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 283-300, hier S. 297.

dass Verträge eine sehr kurze Dauer haben und recht unvorhersehbar und abrupt enden können. Es gilt für sie, aber zugleich auch für die „Expatriate Spouses“, stets die Auswirkungen von Rahmenfaktoren wie zum Beispiel die Krise der Finanzmärkte oder brancheninterne Entwicklungen im Auge zu behalten und die eigenen (Verortungs-)Entscheidungen danach zu richten.

Individuelle Entscheidungen, Persönlichkeitsstrukturen, Dynamiken in der Paarbeziehung oder das Ausmaß von Selbstmotivationsfähigkeit der jeweiligen Frau sind, wie gerade gezeigt wurde, nur zum Teil dafür verantwortlich, dass diese Migrationsform und der (temporäre) Lebensentwurf einer „begleitenden Partnerin“, die nicht erwerbstätig ist, zu Stande kommt und wie damit umgegangen wird. Es wurde insgesamt aber deutlich, dass die Forschungsteilnehmerinnen selbstbestimmt aus den zur Verfügung stehenden Optionen wählen und dass diese Migrationsform durchaus als Strategie zur werten ist, die für sie einen Zugewinn an Gestaltungsmöglichkeiten mit sich bringt. Angesichts der teils paradoxen Anforderungen stellt sich die Situation für die meisten jedenfalls nicht entweder als „befreiend“ oder „einschränkend“ dar, sondern wird sehr ambivalent erfahren.

Zum Schluss

Unsere Beispiele zeigen deutlich, dass es einen Unterschied macht, unter welchen Umständen Menschen mobil sind. „Expatriates“, vor allem in sogenannten Entwicklungsländern, sind in der Aufnahmegesellschaft Teil einer Elite. Sie gehören zu den „erwünschten“ MigrantInnen und erhalten dadurch die Berechtigung auf der Basis ihrer Wertvorstellungen im Gastland aktiv zu werden; Arbeitsverhältnisse zu definieren, Wohltätigkeitsprojekte zu lancieren etc. Das heißt nicht nur, dass davon ausgegangen wird, dass sie einen ökonomischen Mehrwert bringen, sondern, dass sie ihren Aufenthalt als Fremde im Gegensatz zu MigrantInnen, die als „Unerwünschte“, als Bedrohung für nationale Sicherheit und nationale Wohlfahrtsysteme, gesehen werden, nicht rechtfertigen müssen.

In der Forschung und der politischen Diskussion zu Migration ist es wichtig, immer wieder zu zeigen, dass Mobilität keineswegs nur eine Süd-Nord oder Süd-Süd Bewegung ist, sondern, dass Migration auch aus dem Globalen Norden in den Globalen Süden stattfindet – und unter welchen Vorzeichen dies geschieht. Als Migrantinnen sind die in Uganda und Österreich interviewten Frauen privilegiert: unter anderem aufgrund ihrer Herkunft aus Kontexten des Globalen Nordens, aufgrund der für ihren Lebensunterhalt ausreichender ökonomischer Ressourcen und eines vergleichsweise hohen Bildungskapitals. Die Forschungen zeigten ebenso, dass die Frauen über die sozialen Netzwerke, das Wissen und die finanziellen Möglichkeiten verfügen, flexibel mit dem Rahmen, den die Migrationsgesetzgebung in Österreich vorgibt, umzugehen (z.B. Geld für regelmäßige Ausreise/Visumsverlängerung, zur Verfügung stehende Beratungseinrichtungen, Erfahrung hinsichtlich des Umganges mit unterschiedlichen bürokratischen Systemen, etc.). Auch leben sie in

einer heterosexuellen Ehe/Partnerschaft, in den meisten Staaten der Erde eine staatlich subventionierte Beziehungsform.

Gleichzeitig geht „Expatriate“-Mobilität für Mitausreisende Partnerinnen häufig mit dem Verlust von Erwerbsarbeit und dem Verweis auf die Rolle der Begleiterin und Hausfrau einher. Sie erfahren strukturelle Nachteile, u.a., weil sie durch die Rolle als Begleiterinnen eines erwerbstätigen Partners die eigene Berufslaufbahn nicht oder nur erschwert fortsetzen können, weil Brüche im Erwerbsverlauf in der gegenwärtigen Arbeitswelt ein Risiko darstellen und eine finanzielle Abhängigkeit vom Partner entstehen kann. Eine Abhängigkeit besteht auch hinsichtlich des migrationsrechtlichen Rahmens, der heteronormativ verfasst ist und ihnen die Position der „Nachziehenden“ zuweist, während er ihre Ehemänner, die begehrten Fachkräfte, als „Brotverdiener“ positioniert. Darüber hinaus fallen, das zeigt die Forschung, Unterstützungsstrukturen, wie es die Herkunftsfamilie und FreundInnen sein können, weg. Angesichts der wiederholten Auslandsaufenthalte können auch zukünftige Verortungs- oder berufliche Entscheidungen als sehr komplex erfahren werden. Während ihre Partner als entsandte Arbeitskräfte von Anfang an durch ihr berufliches Umfeld eingebunden sind, müssen Mitausreisende für sich ein soziales Umfeld und sinnstiftende Tätigkeiten meist vor Ort erst suchen. Die Irritation, die am Beispiel von Kampala im Verhältnis zu Hausangestellten zum Ausdruck gebracht wird, spiegelt auch die Schwierigkeiten wider, sich innerhalb heteronormativer Identifikationsangebote zu verorten. In diesem Setting befinden sie sich in einer ambivalenten Situation, die von ökonomischer Abhängigkeit und Privilegien geprägt ist.

Migration muss also als ein komplexes System von Ein- und Ausschlussmechanismen verstanden werden, das Ungleichheiten entlang unterschiedlicher Differenzkategorien erzeugt, die – wie am Beispiel Mitausreisender Partnerinnen deutlich wird – durchaus ambivalent wahrgenommen werden.